

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 95 (1969)
Heft: 4

Illustration: "Wie kommt es eigentlich, Fräulein Bitterli, dass Sie nicht so aussehen, wie Sekretärinnen in Witzblättern immer aussehen?"
Autor: Sattler, Harald Rolf

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Würmli nagen an Basel!

Von Hanns U. Christen

Es ist nicht immer ein Schlegg, wenn man groß und bedeutend geworden ist. Nicht nur steht dann alles, was man tut oder zu tun vermag, aufs Mal in der Zeitung. Man muß sich auch mit Leuten herumschlagen, mit denen man sich gar nicht herumschlagen möchte. Besonders dann, wenn man friedliebend ist und nur eine einzige Art Schlagen fein findet. Nämlich das Schlagen der Nachtigall.

Das passiert nicht nur Menschen, sondern auch Städten. Zum Beispiel Basel. Vor einem Menschenalter war Basel noch eine leicht verträumte Stadt, mit heimeligen Häusern und heimeligen Beizen, mit heimeligen Straßen und – vor allem heimeligen Leuten. Man kannte sich untereinander, und wen man nicht kannte, der war auch gar nicht wert, gekannt zu werden. Und dann begann in Basel die Bevölkerung zu explodieren, wie man das heute nennt. In einem Menschenalter explodierte sie auf das Doppelte. Es war aber weniger eine Explosion als eine Implosion. Man darf nämlich nicht etwa meinen, die Basler seien aufs Mal ein Volk der Fortpflanzung geworden. Im Gegenteil. Zurückhaltend, wie das ihre Art ist, drängten sie sich keineswegs ins Geburtenregister. Sondern die Bevölkerung nahm zu, indem aus der ganzen Schweiz Leute nach Basel plodierten. Wenn man das auf Baseldeutsch schreiben würde, dürfte man nicht sagen «Leute»; denn das Wort «Lyt» bedeutet nicht einfach «Menschen». Es bedeutet: Menschen, die man kennt, weil sie etwas sind. Und solche Leute waren es meistens nicht, die nach Ba-

sel strömten. Sondern es waren Leute, die nach Basel kamen, um hier ihr Glück zu machen.

Irgendwo in der Schweiz, so etwa in Schönenbaumgarten oder in Bettwiesen oder in Ochsenboden oder so, lebte die Familie Würmli. Sie könnte auch anders heißen – aber nennen wir sie einmal so. Ehrenwerte Leute. Seit Generationen war nichts Schlimmeres unter ihren Angehörigen passiert, als daß einmal ein Fridolin Würmli beim Obligatorischen nicht herauskam, und daß eine Barbara Würmli die Taufe des Erstgeborenen erst zwölf Monate nach der Hochzeit feiern durfte. Still und fleißig gingen alle Würmli ihrem Tagewerk nach, das durchaus im Rahmen dessen lag, was in Schönenbaumgarten oder Bettwiesen oder Ochsenhausen so üblich und als bürgerlich wertvoll angesehen war. Die Würmli waren eine der ehrbaren Familien, die nicht nur der richtigen Partei angehörten und des rechten Glaubens waren, sondern die auch Sitz und Stimme in allen politischen und kulturellen Gremien des Fleckens besaßen. Und ihr Ruhm drang sogar bis in die Nachbardörfer. Ja manchmal sogar noch ein Dorf weiter. Und hätte es nicht eine böse Intrige gegeben, so wäre ein Felix Würmli sogar einmal als Kandidat für den Nationalrat aufgestellt worden!

Man sieht: eine Familie, die volle Sympathie verdient.

Nun geschah es aber, daß ein gewisser Alois Würmli eines Tages den Drang verspürte, eine Universität zu beziehen. Der Familienrat unterstützte dieses Ansinnen anfänglich, denn Veterinäre braucht man immer. Alois Würmli jedoch wollte nicht den Kühen in den Mund sehen, oder was sonst ein Veterinär tun muß. Sondern ihn drängte es zur Chemie. Das gab keine kleinen Schwierigkeiten mit der Familie, denn Chemie hatte so der Ruf von Goldmacherei und ausgestopften Krokodilen und schwarzer Magie. Da Chemie aber schon an Universitäten gelehrt wurde, deren weltanschaulicher Ruf der Familie Würmli eine ansehnliche Sicherheit zu sein versprach, durfte Alois. Und wie recht man damit tat, ging schon daraus hervor, daß er nicht den Verlockungen loser Sirenen in der Universitätsstadt erlag. Sondern daß er seine von Kindesbeinen an versprochene Zukunft mit Vornamen Eva Hermine ehelichte. Und mit ihr zusammen zog er eines Tages gen Basel. Denn dort gibt es eine chemische Industrie, und die braucht Chemiker.

Die anfänglichen Sprachschwierigkeiten waren bald überwunden, da ja die Basler ein sprachbegabtes Volk sind, das auch schweizerische Dialekte recht und schlecht versteht. Wenigstens in großen Zügen. Es ging nicht lange, da merkte Alois Würmli, und merkte es noch viel mehr Eva Hermine Würmli: die Chemie hat doch mit Gold-



«Wie kommt es eigentlich, Fräulein Bitterli, daß Sie nicht so aussehen, wie Sekretärinnen in Witzblättern immer aussehen?»

macherei etwas zu tun. Der Lohn Aloisens stieg und stieg, und mit ihm stieg seine soziale Stellung innerhalb der Firma. Das ging um so einfacher vor sich, als dort lauter Leute wie er selber am Werke waren. Mit ganz verschwindenden Ausnahmen, die vorwiegend im Verwaltungsrat saßen. Und eines Tages war Alois Würmli jemand. Und Eva Hermine Würmli war noch mehr jemand. Denn mit Fleiß und Ausdauer bringt man es weit.

Allerdings: jemand waren die Würmli nur unter Ihresgleichen. Und da waren keine Basler dabei. Unter Ihresgleichen aber konnten die Würmli ungestört weiter so denken und so reden und so tun und so lassen, wie das zuvor in Schönenbaumgarten oder Bettwiesen oder Ochsenboden üblich war. Sie konnten unverändert die Maßstäbe anlegen, die sich dort seit den Zeiten Winkelrieds als den Verhältnissen des Fleckens angepaßt erwiesen hatten. Ihre Moral blieb die des heimatlichen Fleckens, ihre Weltsicht blieb die des heimatlichen Fleckens, und ihr ganzes Weltbild blieb das des heimatlichen Fleckens. In Schönenbaumgarten oder Bettwiesen oder Ochsenboden wären Alois und Eva Hermine Würmli die führenden Ortsbürger geworden.

Nun wohnten sie aber nicht mehr dort, sondern im Kanton Baselstadt. Und dessen Denkweise unterscheidet sich ungemein gewaltig von der Mentalität der Familie

Würmli. Basel ist weltoffen, eine kosmopolite Stadt, mit einer selbstverständlichen Toleranz in allen Dingen, vor allem der persönlichen Freiheit, und überhaupt ein Ort, wie ihn sich Leute wünschen, die gern auf ihre eigene Art leben möchten. Und nun wird's schwierig. Denn es gibt immer mehr Würmli in Basel. Einige davon akklimatisieren sich rasch, lernen sogar trommeln und sind lebendige Beispiele dafür, daß Basel nicht nur eine Stadt ist, sondern auch eine Denkart. Andere aber bleiben Würmli. Und deren Zahl nimmt immer mehr zu. Und weil sie alles andere sind als bescheiden und zurückhaltend, (sonst wären sie nämlich schon fast akklimatisiert!), fangen sie an, in Basel bestimmen zu wollen, wie man sich zu verhalten hat, und was man zu denken hat, und was schön ist, und was nicht schön ist, und so. Und das merkt man Basel immer mehr an. Die Würmli nagen an ihm. Und das ist ein Jammer. Denn es gibt kaum einen größeren Kontrast als: einerseits richtige Basler, andererseits die Würmli.

Und so wird's wohl gelegentlich so weit kommen, daß wir in Basel ein Quartier reservieren müssen, in dem Basler unter sich leben und nach ihrer eigenen Fassung selig werden können. Ohne daß ihnen die Würmli in alles dreinreden, nach den Maßstäben von Schönenbaumgarten oder Bettwiesen oder Ochsenboden.